Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Aus der Geschichte der häuslichen Beleuchtung
Autor: Gessler, E.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375335

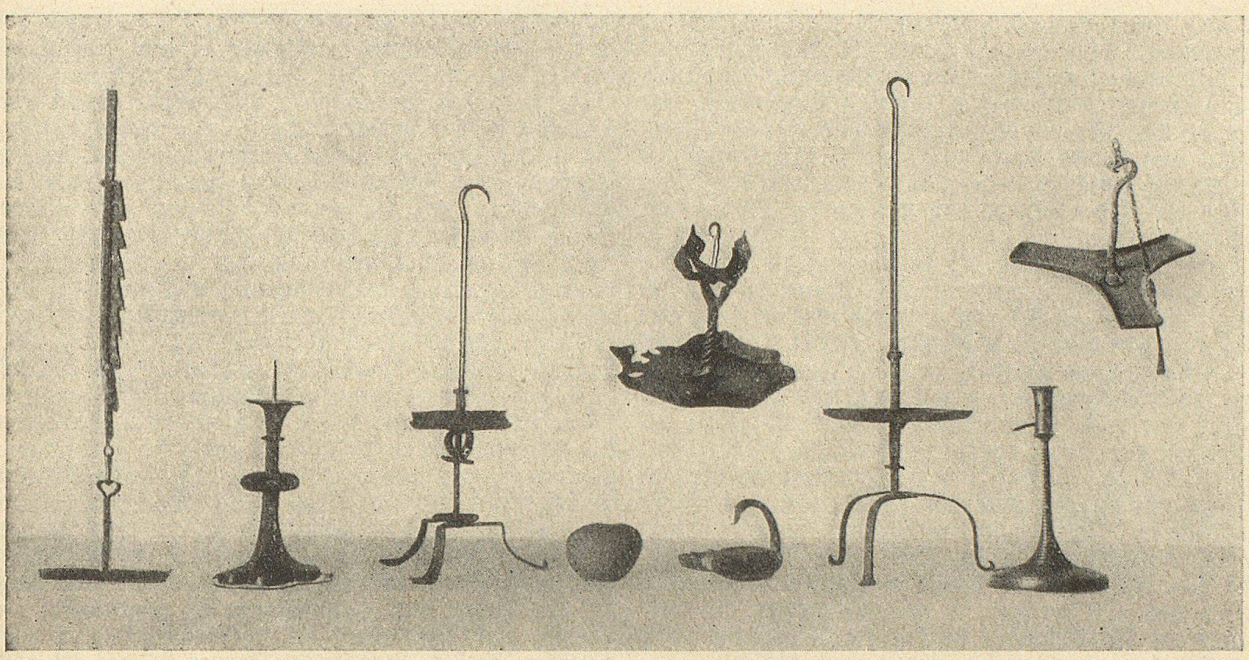
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Beleuchtungsgeräte 15.—17. Jahrhundert. Eiserne Oel- und Talg-, Hänge- und Standlampen, Messing-Kerzenstöcke, Ton- und Eisenampel (Schweizerisches Landesmuseum)

Aus der Geschichte der häuslichen Beleuchtung

Von Dr. E. A. Geßler †, Zürich.

Nachdem der Sturm der Völkerwanderungszeit die römische Herrschaft in Helvetien gebrochen hatte, ergab sich auf vielen kulturellen Gebieten ein Rückschritt, so auch auf dem des Beleuchtungswesens, indem die Beleuchtungsgeräte der Römer, der Bronzekandelaber für Kerzen und das Öllämpchen aus Terrakotta oder Bronze, von den germanischen Eindringlingen nicht aufgenommen wurden. Die Grabfunde des 5. und 6. Jahrhunderts in unseren Gegenden lassen keine Spur davon erkennen.

Wie in der altgermanischen Epoche erleuchteten zu jener Zeit die Flammen des Herdes zur Nachtzeit das Gemach. Für besondere Zwecke wurden aber wohl auch getrocknetes Schilf, Rohr und Stroh zur Beleuchtung verwendet, vor allem aber der in Gebirgsgegenden noch heute gebrauchte Kienspan und die Pech- oder Harzfackel, deren Kern aus Reisig oder Holzspänen bestand oder aber aus einem Holzstock, der mit Werg und Stroh umwickelt und mit Pech, Harz oder Fett durchtränkt war; diese wurden auf einfache eiserne Spanhalter mit Klemmvorrichtung oder in Ringe mit Wandarm aufgesteckt. Es gab natürlich auch solche, die zum Tragen und zum Aufstellen eingerichtet waren. Daneben benutzte man tierische Fette mit dareingestecktem Docht aus Binsen, Holz, Werg- oder Leinenfäden. Als Brenngerät diente ursprünglich ein ausgehöhlter Stein oder aber häufiger ein einfacher irdener Napf mit einem Traghenkel; wurden mehrere Henkel daran angeformt, so konnte an diesen die auf diese Art entstandene Lampe an Schnüren oder Stricken aufgehängt werden. Dieses „Lichtfaß" war im 5. und 6. Jahrhundert bis tief in die fränkische Zeit neben Herdfeuer und Fackel die allgemein gebräuchlichste Lichtquelle im Wohngemach. Der Hafner, der die übrigen gebräuchlichen Hausgefäße herstellte, fabrizierte auch diese Brennäpfe; ihre Herrichtung war sehr einfach, der Napf wurde in der Mitte mit einem Docht versehen und dann mit pflanzlichem oder tierischem Fett, Schmer oder Unschlitt ausgegossen. Später wurden seitliche Hälse oder Schnauzen angebracht, die den Docht aufnahmen. Öllampen, wie sie in der Römerzeit durchgehend üblich, waren bis tief ins Mittelalter hinein ungebräuchlich, da dieser Brennstoff viel zu kostbar war. Pflanzliche Öle wurden damals noch nicht hergestellt. Immerhin aber verwendete man das Öl für die Beleuchtung in Klöstern und Kirchen zu gottesdienstlichen Zwecken. Es wurde als Handelsartikel aus dem südlichen Frankreich und Italien eingeführt.

Die spätere Kerze kam hauptsächlich durch den Einfluß der Kirche aus fremden Ländern in unsere Gegenden. Ursprünglich zeigte sie in ihrer Herstellung die alte Gestalt der Fackel, die man stark in ihrem Durchmesser verjüngte, um ein ruhiger brennendes Licht zu erhalten; sie bestand anfänglich aus einem Holzkern, der mit geharztem oder gefettetem Werg in verschiedenen Lagen umflochten war. Wir finden solche von den Zeiten der Merowinger an. Ihre nachmalige, jetzt noch übliche Form erhielt sie als kirchlicher Gebrauchsgegenstand; für solche Zwecke brauchte man eine länger haltende Beleuchtungsmasse als die vorhin erwähnte einfache Art, die mit großem Rauch sehr rasch herabbrannte. Von

da kam dieses Beleuchtungsgerät in die Gemächer der vornehmeren Schichten und wurde schließlich vom 9. und 10. Jahrhundert an bis heutzutage allgemein verwendet.

Als Material diente für kirchliche Bedürfnisse und auch bei den höheren Gesellschaftsschichten das Wachs. Neben dem Wachs wurde zur gewöhnlichen Herstellung der Kerzen Unschlitt verwendet. Den Kern der Kerze bildete der Faden, Docht, um welchen die Brennmasse angebracht wurde.

Diese Kerzen wurden (in Anlehnung an den römischen Kandelaber) in Kerzenstöcken, Standleuchtern, befestigt, die von den bei uns gebräuchlichen in der Form nicht stark abwichen, da ja ihr Zweck, sei es für kirchliche, sei es für profane Dienste, zu allen Zeiten der gleiche war. Anfänglich wurden sie aus gedrechseltem Holz hergestellt mit Fuß, Ständer und einer Tülle oben zur Aufnahme der Kerze. Kostbares Material, Bronze oder gar Silber kamen für kirchliche Zwecke oder für die Wohnräume der oberen Stände in Betracht; an Stelle der Tülle trat oft, besonders bei letzterer Herstellungsart, eine Tropfplatte mit einem Dorn oder einer Klemmfeder zum Aufstecken des Beleuchtungskörpers. Daneben treffen wir auch Leuchter für mehrere Kerzen. In ihrer einfacheren Art bestanden sie aus einem hölzernen Fuß und Ständer mit einem Querbrett oben, das mit Eisenblech überzogen und meist mit einem Rand versehen war; zwei oder mehrere Dorne dienten zum Aufstecken der Kerzen. Mehrarmige Leuchter aus Metall galten als Prunkstück. Auch Kronleuchter, aus einem verzierten Eisenreif bestehend, an eisernen Ketten aufgehängt, auf welche die Kerzen aufgesteckt wurden, finden wir bereits seit der karolingischen Epoche. Zum Schneuzen des Dochts wurde ein zangenartiges Gerät verwendet.

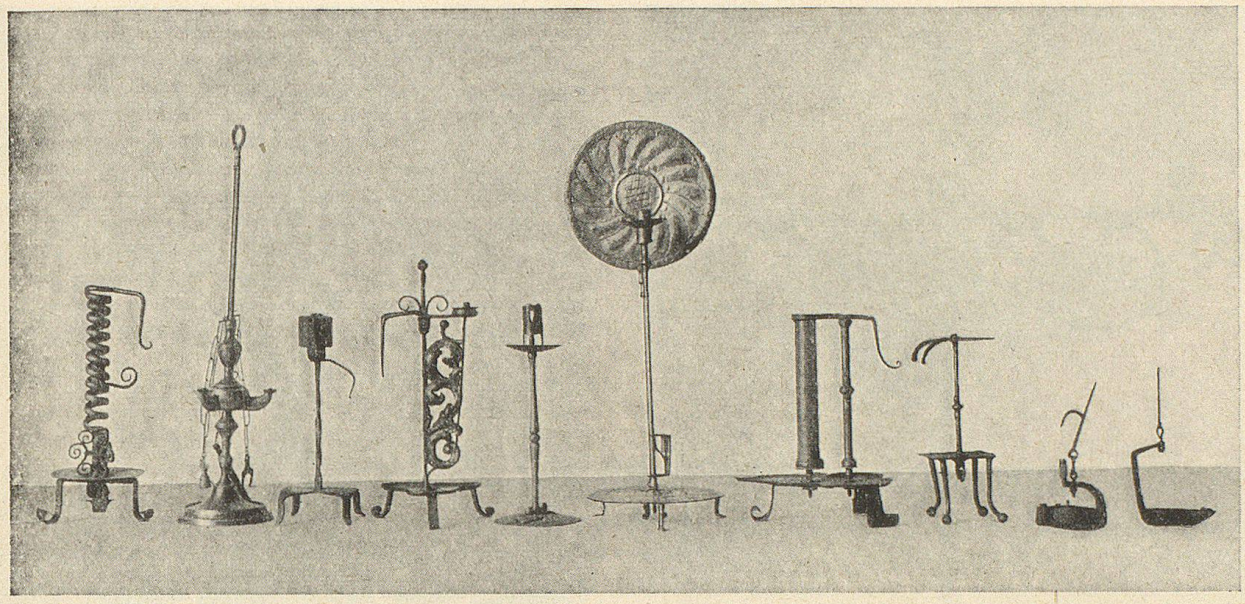
Bis ins 11. Jahrhundert scheinen aber beim Volk noch die alten Beleuchtungsarten gebräuchlich gewesen zu sein. Vor allem die Herdflamme, die mit Holz gespeist wurde und die man sich hütete, ausgehen zu lassen, da das Feuermachen eine umständliche Sache war.

Das uralte Feuerreiben und -drehen war wohl noch lange im Gebrauch. Schon im Frühmittelalter wurde allgemein der Funken mittels eines Eisens und später mit dem Feuerstahl aus dem Feuerstein geschlagen, deren Reibungsfunken Zündschwamm oder Zunder entflammten. Für gewöhnlich jedoch wurde das Feuer dem immer brennenden Herd entnommen. Allgemein wurde der Kienspan weiter verwendet, zu dessen Herstellung ein eigens konstruierter Hobel benutzt wurde; in stärkeren stabartigen Exemplaren gebrauchte man ihn wie eine Fackel, fein gespalten häufte man ihn in eiserne Feuerkörbe hinein und diese wurden an einer Kette aufgehängt. Auch gewöhnliches dürres Holz wurde in die Lichtkörbe geschichtet und verbrannt. Alle diese Beleuchtungsarten waren sehr primitiv; das Qualmen und Rauchen der Fackeln im Haus muß höchst widerwärtig gewesen sein; aber in jener Zeit brauchte man für gewöhnlich nachts gar kein so helles Licht, da man früh zu Bette zu gehen pflegte, die Arbeit auf den hellen Tag versparte, und dementsprechend auch das Tagwerk mit Sonnenaufgang begann, mit Sonnenuntergang beendete.

Das galt auf dem Lande ausnahmslos, während natürlich in der Stadt die Berufe und verschiedenen Handwerke nach hereinbrechender Dämmerung ihre Arbeit fortsetzen mußten. Sowohl in den Klöstern als auch in den Häusern der Vornehmen wird man wohl öfters auch des Nachts beim Licht zusammengeblieben sein. Da wird meistenteils die Talg- oder Unschlittkerze als übliches Beleuchtungsmaterial gedient haben, denn Kienspan und Fackeln gaben zu unruhiges Licht und entwickelten einen für kleinere Räume unerträglichen Rauch. Jedenfalls herrschte im ganzen Frühmittelalter, sogar in den beleuchteten Gelassen, im Vergleich mit heute beinahe immer Dämmerung und nur ganz nahe bei der Lichtquelle war ein richtiges Arbeiten möglich.

Im späteren Mittelalter, vom 11. bis 16. Jahrhundert sind nun entschiedene Fortschritte im Beleuchtungswesen wahrzunehmen. Die alten Beleuchtungsarten blieben bestehen, jedoch die Formen der Geräte und das Brennmaterial verbesserten sich. In den Städten wurden in den Bürgerhäusern die früheren Beleuchtungsarten durch die Kerze ersetzt. Daneben verstand man es seit dem 14. Jahrhundert, aus einheimischen Gewächsen, wie Raps und Rebsamen, Brennöl (Rüben- und Baumöl) herzustellen. Man war nun nicht mehr auf den Bezug von ausländischem Öl angewiesen. Der Brand war sparsamer, die Gebrauchsfähigkeit ohne weiteres gegeben, man konnte immer frisches Öl nachgießen, das Schwelen und der Gestank der früheren Beleuchtung fielen dabei weg.

Die Lichtgestelle erhielten nun mannigfache Formen. Für die Kerzen brauchte man anfänglich Hängeleuchter von der einfachsten Art: ein schwebendes Holzkreuz mit einem Mittelstab, das über eine an der Decke befestigte Rolle lief und herauf und heruntergelassen werden konnte, an dessen Enden die Kerzen in Tüllen oder Dornen aufsaßen; dieser Hängeleuchter entwickelte sich bis zum komplizierten Geweihleuchter mit dem „Leuchterweibchen" von künstlerischer Form, das wir ja alle aus unseren Museen kennen. Vom 14. Jahrhundert an haben sich eine Menge der verschiedensten Lichtgeräte erhalten; ein Gang durch unsere Museen zeigt uns allerlei Formen jeglicher Größe. Das Metallgießergewerbe stand in jener Zeit bereits in hoher Blüte, und so finden wir auch Stand-, Wand- und Hängeleuchter von mannigfaltigster Gestalt; beliebt war die Krone mit im Umkreis auf Reifen gesteckten Kerzen; vom oben erwähnten Holzkreuz ausgehend, entstanden Hängeleuchter in Bronze, in Eisen und in getriebenem Kupfer, meist ziervoll geschmiedet oder gegossen, manchmal wahre Prunkstücke handwerklicher Arbeit. Der Wand-, ebenso der Hand- und Standleuchter fand im ganzen Haus Verwendung, vom einfachen für eine Kerze bis zum mehrarmigen. Als Material wurde Holz, Ton, Bronze, Kupfer, Messing, Zinn, Schmiedeisen und Blech verwendet; seltener Edelmetall, Silber, häufiger bloß Versilberung. Manchmal dienten phantastische Ungeheuer, Tier- und Menschengestalten als Träger. Neben der Kerze sehen wir auch den alten Brennapf in verbesserter Konstruktion. Desgleichen lebten die altrömischen Tonlampen in anderer Form wieder auf. Die Füllung bestand aus Unschlitt oder Talg. Bei diesen Tongefäßen konnten durch Herausarbeiten mehrere Hälse oder Schnauzen in eine mehrflammige Lampe geschaffen werden.



Beleuchtungsgeräte 17.—19. Jahrhundert. Hänge-Oellampen, Oelleuchter, Kerzenstöcke, Kienspanleuchter. Schweizerische Spengler- und Schlosserarbeiten (Schweizerisches Landesmuseum)

Die oben geschlossenen Lampen, Ampeln, wuchsen sich nun mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts zum Hauptlichtträger aus. Ihre Formen sind je nach der Phantasie des Hafners und nach dem Gebrauchszweck verschiedenartige, ebenso die der tönernen kleinen Traglampen. Aus ihnen entstanden dann eiserne, kupferne, messingene, ja sogar gläserne, diese meist farbig, oder auch solche aus Zinn mit einem Deckel, einem Traghenker und einem Haken zum Aufhängen. Eiserne Gestelle mit drei oder vier Füßen und einem Tragständer mit festen oder verstellbaren Haken oder Einschnitten dienten dazu, diese Ampeln in der gewünschten Lage festzuhalten. Neben der Ampelform waren ferner Lichtgeräte im Gebrauch, die an Stelle des geschlossenen Ölbehälters eine offene, meist viereckige, hochrandige Eisenblechplatte zeigten mit einer Stange in der Mitte, die oben als Haken umgebogen war; die Enden der Platte waren ausgußartig als Schnauze zum Festhalten des Dochtes eingerichtet. Die Fläche der Platte wurde bei dieser Art mit Unschlitt oder Talg gefüllt.

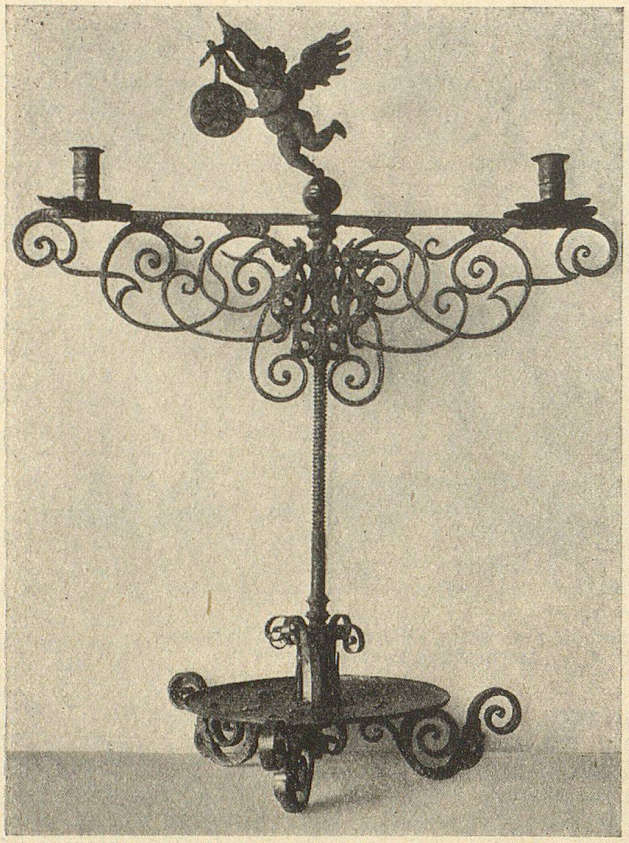
Alle diese Lampen und Ampeln mit ihrem gegen Zug und Wind ungeschützten Licht konnten beinahe nur im Zimmer gebraucht werden. Zum Herumtragen im Haus und gar noch auf der Straße waren sie untauglich. Deshalb schützte man das Licht auf mannigfache Weise, besonders durch die Anwendung der Laterne. Im zügigen Hausgang unter oder oben an der Treppe war für das Licht entweder eine Nische ausgespart oder aber auf dem Treppenpfosten ein steinernes „Lichthäuschen" aufgesetzt. Diese Lichthäuschen treffen wir vom 16. Jahrhundert an in unserem Lande sehr häufig; sie waren aus einem Steinklotz gehauen und außen meist mit reichem Bild- und Wappenschmuck geziert und oft farbig bemalt; eine Glastür schützte vor Zugluft, und ein Kamin ließ oben den Rauch abziehen.

Die Laterne, von den Römern durch die Kirche übernommen, bestand meist aus einem eisernen oder kupfernen zylindrischen Gehäuse mit oben durchbrochenem Deckel und in den Durchbrechungen ihres Metalls eingesetzten Hornscheiben, an deren Stelle später Glas trat. Sie wurden entweder an einer Handhabe oder an einer Kette getragen; auf einen Stock aufgesteckt, dienten sie im Freien. Auch Lampions aus Papier oder Leinwand waren seit dem 16. Jahrhundert üblich; ihre Abkömmlinge sind heute noch die Zunft- und Fasnachtslaternen. In ihrem Innern wurden die Tüllen für die Kerzen angebracht. Später wurden dann die Blech- und Holzlaternengehäuse beliebt, die in Anpassung an ihr Material eine vier- oder vieleckige Grundgestalt zeigten; ihre Seiten, Aufsatz und Kamin oben waren durchbrochen und aus Blech gefertigt, die Einsätze aus Glas oder feinem, durchsichtigem Horn. Eine Beschreibung und Aufzählung der einzelnen, besonders der metallenen Formen würde zu weit führen.

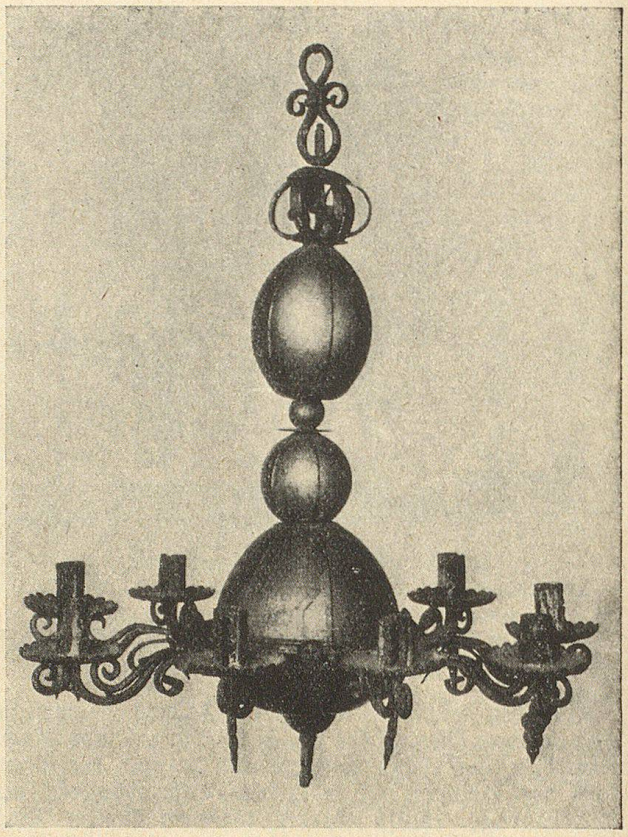
In den folgenden Jahrhunderten ist die Beleuchtungsart durch Kerzen und Lampen im großen und ganzen unverändert im Gebrauch geblieben.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelang es dem Italiener Geronimo Cardano, den Ölzufluß zum runden Docht durch Höherlegen des Ölbehälters, der seitlich angebracht wurde, bedeutend zu verbessern; die sog. „Cardanischen Lampen". Durch einen metallenen oder weißlackierten, verstellbaren und beweglichen Schirm wurde das Licht auf die Arbeit konzentriert; den Glaszylinder kannte man damals noch nicht.

Damit verschwanden außer den Kerzen die übrigen Beleuchtungsmethoden im Haus; auf alle Fälle gilt das für die Stadt, während auf dem Lande die alten Beleuchtungsarten teilweise noch bis tief ins 19. Jahrhundert weiter existierten. Die Standleuchter wurden mit mehrfachen Verbesserungen konstruiert, es gab solche mit verschiebbaren und verstellbaren Kerzenhülsen,



Tischleuchter für zwei Kerzen, aus Schmiedeisen, geschnitten und graviert. Der Engel in der Mitte mit Medaillon, darauf die Wappen Orelli-Reutlinger von Zürich, 1684 (Schweizerisches Landesmuseum Zürich)



Hängeleuchter für neun Kerzen, vergoldet, aus Zurzach (17. Jahrhundert) (Schweizerisches Landesmuseum Zürich)

Schiebe- und Streck-, auch Schraubenleuchter zum Aufstecken eines oder mehrerer Lichter.

Auf der eben angegebenen Stufe blieb die Beleuchtung des häuslichen Privatlebens bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Formen aller dieser Beleuchtungsgeräte wechselten zwar je nach dem Zeitgeschmack in Herstellung und Material; zu den früher geschilderten traten im 18. Jahrhundert Lampen und Leuchter aus Fayence und Porzellan hinzu, auch das Edelmetall, Silber und Vergoldung, waren in vornehmeren Häusern Mode. Die Wandleuchter verband man seit dem 17. Jahrhundert mit Wandschirmen aus glänzendem Metall oder Spiegelglas, welche das Licht zurückstrahlten; auch an Stehlampen wurden solche Reflektoren befestigt. Die beliebteste Lichtquelle neben dem Brennöl war die Wachskerze, da diese ruhiger und geruchloser brannte, während man die Unschlittkerzen sehr häufig schneuzen mußte, um das Flackern und zu rasche Herunterbrennen des Dochtes zu vermeiden. An Stelle der kompakten Kerzen brannte man auch sog. „Wachsstöcke" in besonderen Wachsstockhaltern, die mittelst einer Stange den Wachsfaden einklemmten. Stearinkerzen kamen erst um 1830 auf.

Hier seien die Lichtputzmittel für die Kerzendochte eingeschaltet. Um eine stetig und ruhig brennende Flamme zu haben, mußten von Zeit zu Zeit die rauchenden Dochte gekürzt werden. Anfangs wurde diese Prozedur des „Lichterschneuzen" mit einer einfachen Klammer vorgenommen; später kam die Lichtputzschere auf, die in ihrem Gehäuse den überflüssig brennenden Docht erstickte. Daneben treffen wir noch allerlei Stäbchen und Nadeln zur Behandlung des Dochts und das Löschhörnchen, das zum Auslöschen über die brennende Kerze gestülpt wurde, um das Weiterschwelen des Dochtes zu verhindern. Als Feuererzeugungsmittel diente bis zur Erfindung der Zündhölzchen in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Feuerstahl mit dem Feuerstein und Zunder.

Großer Luxus wurde in der Herstellung der Kronleuchter entfaltet, von denen eine Anzahl Kerzen das Licht verbreitet. Meist waren sie aus Bronze oder Messing kunstvoll gegossen oder aus Schmiedeisen getrieben; ihr Licht wurde oft verstärkt durch dazwischen gehängte Glas- oder Bergkristallprismen. Den höchsten Glanz verbreiteten seit dem 17. Jahrhundert die sog. „Venezianischen" Glaskronleuchter, deren eisernes Gestell und Gerüst vollständig mit geschliffenem Glas, manchmal in verschiedenen Farben hergestellt, umkleidet war. Für den Hausgebrauch diente immer noch die Kerze.

Die einfache Tisch- und Hauslampe mit kompakten, strickartigen Runddochten, wie sie Cardano um 1550 erfand, wurde von dem Franzosen Léger durch die Ein-

führung des handförmigen Flachdochtens mit einem Schraubenbrenner verbessert. Dies geschah um 1780. Früher mußte man den Docht, so wie er heruntergebrannt war, ständig mit einem Haken herausziehen. Seit 1783 wurde dieser Flachdocht durch den röhrenartigen Hohldocht mit Rundbrenner ersetzt, eine Erfindung des Genfers Aimé Argand (1755–1803). Dem Rußen, Flackern und Rauchen der ungeschützten Flamme, die auch einen schlechten Geruch verbreitete, half kurze Zeit darauf die vom Franzosen Guinqué gemachte Erfindung der Glaszylinder ab. Die auf diesem Prinzip fußende Lampe hat sich mit den mannigfaltigsten Verbesserungen bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Als Brennstoff diente immer noch Öl. Die Anwendung des Petroleums als Lichtquelle um 1850 hat dann einen der bedeutendsten Fortschritte in der Beleuchtungstechnik gebracht. Doch wurde diese mit der Einführung des Gaslichtes in den 1880er Jahren wieder auf eine ganz neue Basis gestellt, vom einfachen Brenner bis zum Gasglühlicht.

Einen völligen Umsturz brachte dann die Einführung des elektrischen Lichtes.

Der moderne Mensch kann sich kaum vorstellen, unter wie unzureichenden und primitiven Beleuchtungsverhältnissen unsere Vorfahren gewirkt und gelebt haben.

Der erste glückliche Tag im Leben eines Kaufherrn

Christian Fürchtegott Gellert, der liebenswürdige Dichter so vieler Kirchenlieder, war bekanntlich Professor in Leipzig zur Zeit als Goethe dort studierte. Professor der Moral. Aber Gellert hielt über die Moral nicht bloß vom Katheder herab Vorlesungen, sondern er zeigte selber durch sein Leben, was Moral ist, wie man handeln und wandeln soll. Er war ein Mann mit weitem Herzen und offener Hand.

Wie er einst auf den Wällen Leipzigs spazieren geht, sieht er vor sich eine Frau wandern, die bitterlich weint. Er holt sie ein und sagt:

„Hör Sie doch, Frau!"

Sie aber: „Ach, er kann mir doch nicht helfen."

„Sag Sie mir doch, was ist Ihr denn?"

„Ach, heut morgen ist uns befohlen worden, sofort unser Haus zu verlassen. Mein Mann liegt schwer krank, wir haben nichts zu essen und den Mietzins konnten wir nicht zahlen. Unser Wirt, der reiche Kaufmann, will nicht warten. Ich weiß nicht mehr, wohin."

„Wieviel beträgt denn der Mietzins?"

„Dreißig Taler, Herr."

Gellert war keineswegs einer von den glänzend besoldeten Professoren, sondern mußte sich ehrlich durchschlagen; aber er suchte die dreißig Taler, wie es eben ging, zusammen und sagte fröhlich:

„Nun, Frauchen, geh' Sie um 12 Uhr zu jenem reichen Herrn, aber nicht vorher, hör' Sie, und geb' Sie ihm das Geld; aber Sie sagt ihm kein Wort, wer Ihr das Geld gegeben."

Gleich darauf machte sich Gellert selber auf zu jenem Kaufmann. Der empfing den berühmten Professor sehr höflich.

Im Laufe des Gesprächs sagte Gellert:

„Ein so reicher Mann wie Sie wird gewiß von seinem Reichtum auch den besten Gebrauch machen. Und da ich das doch gern auch meinen Studenten sagen möchte, komme ich zu Ihnen, um von Ihnen zu lernen, wie man mit seinem Gelde Freude macht."

Der gute Mann war in seinen Gedanken noch ganz in seinem Hauptbuche mit „Soll und Haben" und wußte nicht, was er sagen sollte. Jetzt fing Gellert an, begeistert von der Freude und Seligkeit des Wohltuns zu sprechen. Der Kaufherr wurde tief bewegt. Gerade als Gellert ihm nahe ans Herz gegriffen, stürzt jene arme Frau herein und ruft:

„So Herr, hier sind Ihre dreißig Taler!"

„Ach, gute Frau," sagte der Kaufmann freundlich, „das hätte ja gar nicht so pressiert."

„Was, nicht pressiert? Haben Sie uns nicht heute mittag hinauswerfen wollen, meinen kranken Mann und meine Kinder? Und wenn der Herr da nicht gewesen wäre – ja," rief sie, „winken Sie nur, ich soll's nicht sagen! – so lägen wir jetzt auf der Straße."

Mit welchen Augen der Kaufmann unseren Gellert anschaute, läßt sich nicht sagen. „Ach, ich sehe," sagte er, „daß Sie nicht nur ein Professor der Moral sind, sondern auch ebenso schön handeln; so lehren Sie mich's auch, kommen Sie, wir wollen zu dem kranken Manne gehen."

Er ließ anspannen, sie fuhren hin und fanden großes Elend. Tief ergriffen ließ der Kaufmann den Kranken sogleich nach dem Krankenhaus bringen, den ältesten Sohn nahm er zu sich und sagte: „Von nun an gehört die Familie mir. Ihnen, Herr Professor, muß ich gestehen, das ist heute der erste Tag meines Lebens, an dem ich glücklich gewesen bin; nun weiß ich, was Leben ist, und das will ich Ihnen ewig danken." J. N.

Nei au!

's jung Mägtli mues vom Esse weg,
wil dosse näbert lüütet.
Si Meischteri säät, gang no schnell
go luege, was's bedüütet!

Wert onderdeß de Kafi chalt,
das cha deer nünte mache;
vom chalte Kafi wert mer schö . . .
Drab mag das Mägtli lache!

Droff froogets denn, wos wider chonnt
ganz ernschtli ond mit Bsine:
„De Kafi, der wär jetze chalt,
isch gliich, wenns Milch hed dine?"

Frieda Tobler-Schmid.